**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft
**Band:** 8 (1940-1941)
**Heft:** 4

**Artikel:** Der italienische Staatsgedanke
**Autor:** Schmitt, Paul
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-758155

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 09.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Der italienische Staatsgedanke

Von Paul Schmitt

Die Geschichte des alten Rom, geformt durch die grosse Politik des Senats und der Caesaren, diente immer wieder als Vorbild „italischer" Staatsmänner und -Denker. Dennoch ist der Gedanke des „Senatus Populus Que Romanus" und der italienische Staatsgedanke zweierlei. Kämpfte das Rom des P. Cornelius Scipio Africanus mit dem Karthago des Barkiden Hannibal um die Hegemonie in der westlichen Mittelmeerhälfte, so war mit dem Ausgang des Kampfes das politische Schicksal der Hälfte des damals bekannten orbis terrarum entschieden, und die Caesaren rundeten und sicherten den ganzen Umkreis der damals bekannten Kulturwelt. Seit der Entdekkung aber des amerikanischen Kontinentes liegt die Apenninenhalbinsel in der Vorstellung der Europäer nicht weiter im Mittelpunkt der „weissen" Kulturwelt, sondern mehr und mehr wurden die grossen Ozeane, atlantischer wie pazifischer, zu den völkerverbindenden Verkehrsstrassen und ihre Beherrschung die Grundlage der zur Zeit immer noch hegemonialen, wenn auch schwer bedrohten, Stellung des weissen Mannes. Diese Tatsache weist — seit Beendigung des Entscheidungskampfes zwischen Spaniern und Angelsachsen um die Herrschaft der Meere — den Italienern, wie den übrigen Erben der lingua latina, eine Stellung in dem Konzert der andern weissen Nationen an. Die italienischen Handelsverbindungen zwar nach Lateinamerika und das Erwachen gemeinsamer Gefühle zwischen diesem und Italienern und Spaniern geben vielleicht den Ansatzpunkt zu einem neuen weitgespannten Imperialismus Roms auf den Spuren des habsburgischen Madrid. Aber wer will wagen, heute, da noch die Würfel der Geschichte im Rollen sind, vorherzuverkünden, was möglich oder wahrscheinlich sei?

Man kann die kecke These, dass die römisch-katholische Kirche die Fortsetzerin der Weltherrschaftsgedanken der antiken Caesaren sei, gerade wegen ihrer allzu bestechenden Einfachheit nicht übernehmen, denn überall lebt im Okzident von Schottland und Irland bis nach Sizilien antikes Erbe verwandelt

und mit Neuem verbunden. Ueber die Teilnahme der ganzen Kulturwelt am Römischen mag anstelle sonst vielleicht notwendiger längerer Ausführungen ein Wort Goethes stehen (Paralipomena zum „Faust"): In der „klassischen Walpurgisnacht" klaubt Homunculus auf dem Schlachtfelde von Pharsalus „phosphoreszierende Atome auf, deren einige blaues, andere purpurnes Feuer von sich strahlen ..." Da „erscheinen, zu Kohorten gedrängt, Pompejaner und Caesareaner, um zu legitimer Auferstehung sich die Bestandteile ihrer Individualitäten stürmisch vielleicht wieder zuzueignen. Beinahe gelänge es ihnen sich dieser ausgegeisteten Körperlichkeiten zu bemächtigen, doch nehmen die vier Winde, welche diese Nacht unablässig gegeneinander wehen, den gegenwärtigen Besitzer in Schutz, und die Gespenster müssen sich gefallen lassen, von allen Seiten her zu vernehmen: dass die Bestandteile ihres römischen Grossthums längst durch alle Lüfte zerstoben, durch Millionen Bildungsfolgen aufgenommen und verarbeitet worden."

Sicher aber ist, dass echtes Römertum durch die Päpste dem Okzident vermittelt wurde. Leo den Grossen, der (452 n. Chr.) Attila entgegentrat und ihn zum Abzug aus Italien bewog, wird man noch ganz zur Antike rechnen müssen, dagegen hat der stadtrömische Patrizierspross Gregor d. Gr. (590—604 n. Chr.) schon italienisches Gepräge. Seine Dialoge „Von den Wundern der italischen Väter" haben dem „massiven Wunderglauben in der jungen germanischen Welt starken Vorschub geleistet". Ihm sagt eine mittelalterliche Fabel nach, er habe eine berühmte alte Bibliothek im Apollontempel des Palatin verbrannt. Seine Schriften sind das erste und wichtigste Zeugnis der abendländischen Form des mittelalterlichen Volkskatholizismus, der auf der Halbinsel noch heute herrscht. Bemerkenswert ist seine hohe Begabung für Diplomatie und Verwaltung; er gründet eine Fachschule für kirchliche Verwaltungsbeamte. Die Feinheiten der Antike in Gedanken und literarischer Form setzt er bewusst beiseite, die neue Zeit, deren Anbruch er stark empfindet, braucht schlichtere und härtere Mittel. Gregorovins sieht in ihm geradezu den Prototyp der klerikal-mittelalterlichen Geisteshaltung. Noch ist er Untertan des Kaisers der Rhomäer in Konstantinopel, aber die Kaisermacht ist in Italien bereits schwach und muss es

der politischen Kunst des römischen Bischofs überlassen, mit der neuen germanischen Macht der Langobarden durch Verhandlungen und Zahlungen fertig zu werden, und so seufzt er: „Meine Sünden haben es gemacht, dass ich ein Bischof nicht der Römer, sondern der Langobarden geworden bin, deren Verträge schneidende Klingen, deren Huld Pein ist". Aber bis zum Ende seines Pontifikates hat er es fertig gebracht, nicht zuletzt durch weibliche Vermittlung, mit diesem und manchem anderen germanischen Volk einen modus vivendi zu finden. Weltgeschichtlich bedeutend ist die von ihm begonnene und äusserst behutsam geleitete Missionierung der Angelsachsen Grossbritanniens. Ein wahrscheinlich echtes Portrait zeigt diesen weitblickenden Stadtrömer: „Unter schmalen hochgezogenen Brauen blickten zwei schwarze, nicht grosse, aber weitgeöffnete Augen aus schweren unteren Lidern voll milden Ausdrucks in die Welt. Die untere Partie des Gesichts mit den starken geschweiften Lippen des Mundes und den runden Wangen trug offenbar die behäbigen, ausgearbeiteten Züge des Kanzelredners. Alles in allem also eine aristokratische Erscheinung und ein echter römischer Prälatentypus, wie man ihn unter der hohen Geistlichkeit Italiens noch heute nicht selten antrifft." (Erich Caspar)

Gregor der Grosse schreibt und spricht Latein (Griechisch zu lernen lehnt er ab), er ist zwar Italiker aber noch nicht Italiener; seine Politik ist universal, erst spät wird die Papstpolitik unter Julius II. (1503—1513) und Leo X. (1513—1521) italienisch. Auch Dantes (1265—1321) lateinisch geschriebene Staatsschrift „De Monarchia" ist noch universal: es gibt eine weltumspannende civitas, die von der geistlichen und weltlichen Autorität geleitet wird. „Die Ländergier der Menschenseele hetzt Staat gegen Staat." Darum erhebt sich die Forderung nach dem Weltmonarchen, um das Glück der Welt zu ermöglichen. „Die Quelle des Imperiums ist das Mitleid". Dann „umspannt eine Einheit die Erde, die zugleich Einheit des Rechts, Einheit des Staates und Einheit der Weisheit bedeutet." (Günther Holstein)

Als spezifische geschichtliche Erscheinung tritt das Italienertum aus der Latinität des Mittelalters, gleichsam wie aus dem

Haupt des Zeus entsprungen, fertig vor uns hin mit seinen grossen Dichtungen und Prosaschriften, neu und zugleich rückwärts gewandt und tapferen Sinnes wie Petrarcas (1304—1374) Verse bezeugen:

Virtù contra furore
Prenderà l'arme, et sia il combatter corto;
Chè l'antico valore
Nell' Italici cor non è ancor morto.

In dem mystischen Armen von Assissi, in dem Poëten Petrarca, in dem Philosophen Pico della Mirandola, in dessen haltloser Menschlichkeit eine echte platonische „Mania" zur Weisheit glühte, in vielen anderen, und nicht zuletzt in dem scheinbar so kalten Vivisektor des politischen Menschen Niccolo Macchiavelli war ein neuer Menschentyp herangewachsen; glücklich war wohl nur der Heilige in seinem gott-trunkenen Elend, die andern unglücklich, differenziert, gewollt illusionslos, individualistisch und laïzistisch. — Oswald Spengler würde sagen, eine Kulturseele reife heran. —

Der norwegische Dichter Hans E. Kinck hat diesem modernen Menschen, den er gereift in Macchiavelli vor sich sieht, ein sehr gutes Buch gewidmet (Macchiavelli, Seine Geschichte und seine Zeit, deutsch bei Benno Schwabe und Co., Basel, 1938). Er teilt Verse aus einem Sonett des grossen Florentiners mit, die einen starken Eindruck von der Erschütterlichkeit dieser subtilen Seele vermitteln; sie lauten in deutscher Prosa: „Ich hoffe, aber das Hoffen steigert die Pein; ich weine, aber das Weinen nährt nur das müde Herz; ich lache, aber das Lachen dringt nicht nach innen; ich brenne, aber der Brand erscheint nicht draussen; ich fürchte, was ich sehe und höre; alles macht mir neuen Schmerz. So hoffend weine ich, lache und brenne und habe Angst vor dem, was ich höre und sehe".

In Niccolo Macchiavellis (1469—1527) Staatsphilosophie kann man einen der häufigen Rückschläge des Skeptizismus gegen die positiven Philosophien, den Platonismus und Aristotelismus, sehen — eine Art Pulsschlag der abendländischen Philosophie. Zur Ueberprüfung überkommener Vorstellungen sind „Voraussetzungslosigkeit" und skeptisches Betrachten der „Wirk-

lichkeit" gute Mittel. Dass dann im Gang der skeptischen Methode neue allgemeine Begriffe gebildet werden, ist ebenso notwendig wie wiederum deren Ueberprüfung und Einordnung in neu geschaffene oder reaktivierte Begriffe in einer späteren Epoche. Bei Macchiavell ist „stato" nicht die „civitas" des Dante und des Augustinismus, sondern ein realistisch gesehener Zustand der jeweiligen, im damaligen Italien reich facettierten, Machtverhältnisse; damit ist eng verbunden eine Ablehnung der traditionellen Mächte, in diesem Fall der Kirche. Eine dogmatische Auseinandersetzung mit kirchlichem Lehrgut finden wir auf sittlichem Gebiet. Die Gewalt schafft nach dieser „neuen" laïzistischen Lehre die Moral und die Gesetze. Die Metaphysik wird abgewiesen: das Schicksal ist sinnlos und unerforschlich, real ist nur die jeweilige politische Realität — lo stato; er ist der alleinige Wert. Dieser Zustand enthält eine Aufforderung an die virtù des starken Menschen sich seiner zu bemächtigen. Virtù sind die naturgegebenen geistigen und körperlichen Fähigkeiten des Menschen. Logisch ergibt sich aus dieser Ansicht eine starke Schätzung der politischen Technik, die zur Virtuosität zu steigern ist. Mit dieser Lehre fand Macchiavelli in der Staatslehre und -Praxis des Barock starken Anklang. Man verfasste in der Folgezeit zahlreiche Lehrbücher der Staatstechnik, die arcana (d. i. Herstellungsgeheimnisse) rerum publicarum oder imperii oder dominationis. (1860 gibt Ferrari in seiner Histoire de la raison d'Etat eine Uebersicht; diese Literaturgattung brachte im 19. Jahrhundert „Die Unterhaltungen in der Unterwelt" Jolis, welche die Technik des bonapartistischen Staatsstreiches im Jahre 1851 darstellt und im 20. Jahrhundert Malapartes „Technik des Staatsstreiches" hervor). Trotz der Kälte der voraussetzungslosen Staatsbetrachtung des Florentiners sind aber doch, wie dies Kinck durch genaue Ausführungen glaubhaft macht, sittliche Werte wirksam und geben seinem Stil Leben, Farbe und Glut; eine zarte Humanität gibt Macchiavelli den Wunsch einer Einigung Italiens ein; die Leiden des Volkes werden geringer sein, wenn die Einheit, unter welcher Führung auch immer, erreicht sein wird. Die Weisheit des privaten Menschen der Spätantike schimmert durch, die nur scharf begrenzte Ziele der Anstrengungen für würdig hält; die Erinnerung an die Stoa wird wachgerufen. Die Eigenart

Ma
den
w

Macchiavellis wird noch klarer, wenn man das gleichzeitige Staatsdenken der Spanier, etwa des Franc. de Vittoria (1483—1546) zum Vergleich heranzieht, der, Untertan eines Weltreiches, seinen Blick auf Uebersee gerichtet, über die Grenzen des Nationalstaates hinaus an den Grundzügen des Völkerrechtes arbeitet in seinen „De Indis et de jure belli relectiones." — Aber selbst der massvoll begrenzte Wunschtraum eines italienischen Nationalstaates schien im 16. Jahrhundert so unerreichbar fern; das 19. Jahrhundert musste heraufkommen, bis sich der Staatsmann fand, Willen und virtù in sich vereinend, fähig, diesen Traum zu verwirklichen: Camillo Cavour konnte im Siegeszuge des allgemeinen europäischen Begriffes des Nationalstaates diesen für Italien grossen Teiles durchsetzen. Der grosse Patriot Macchiavelli hatte nicht umsonst gesehnt und gehofft.

Macchiavellis Grösse als politischer Denker liegt in der Schärfe und Tiefe seiner psychologischen Einsicht. Ein guter Beobachter der napoleonischen Zeit schreibt über ihn: „Niemals hat ein politischer Schriftsteller die Handlungen der Menschen und ihre Folgen mit mehr Scharfsinn entwickelt: und gerade vom gewöhnlichen Fehler der Scharfsinnigen findet sich bei ihm keine Spur: von der Ueberfeinheit. Keiner hat jemals besser gewusst, jedesmal den Punkt, auf den alles ankommt, zu treffen. So wie man von seinem grossen Landsmanne Michel Angelo Buonarotti erzählt, dass er immer mit dem Meissel in den Marmor geradezu hineingehauen und auf ein Haar getroffen habe, wie weit er gehen müsse: ebenso gibt Macchiavelli immer mit einem Worte das Rechte an, verwirft alle Künsteleien, die nur verwirren, und sagt den Mächtigen auf den Kopf zu, was in ihrem Sinne tief verborgen liegt." (A. W. Rehberg im Jahre 1810). Somit wird man nicht erstaunt sein, dass erfolgreiche Staatslenker unserer Tage Macchiavelli Anerkennung zollten und das Wort auf seinem Epitaph — Tanto nomini nullum par elogium — Lügen straften.

Graf Camillo Benso Cavour (1810—1861), der Einiger Italiens, teilt diesen Ruhmestitel im Bewusstsein mancher seiner Landsleute mit den Revolutionären Mazzini aus Genua und Garibaldi aus Nizza, dem grossen Freischarenführer der „Rothemden." Mazzini und der Dichter Carducci, welche die Einigung Italiens auf demokratisch-republikanischer Grundlage wünsch-

ten, sind wegen ihrer revolutionären Angriffsfreudigkeit bei den Kampfscharen des Faschismus beliebt, wie überhaupt die romantische Seite des Risorgimento das Wohlgefallen der Jungfaschisten erregt. An Gewalt des Willens war der Turiner Staatsmann Cavour den grossen Verschwörern ebenbürtig, überlegen aber war er ihnen an Einsicht in die Möglichkeiten, die die praktische Politik bot. Mit dreiundzwanzig Jahren schreibt er: „Die Befreiung Italiens vom Joch der Barbaren wird allein durch eine gewaltsame Krisis herbeigeführt werden; aber die wahnwitzigen Versuche der Verschwörer sind nur geeignet, jene Wünsche zu verzögern und zu gefährden." Er kommt daher zu einer Staatskunst „der richtigen Mitte" und schreibt sechsundzwanzigjährig: „Diese Politik ist nicht das System irgendeines Politikers, sondern die Einsicht in die Forderungen der Zeit, der wir das gewähren, was vernünftige Erwägung rechtfertigt, und das versagen, was nur von der Parteischablone oder von anarchistischen Leidenschaften emporgetragen wird." Diese Art wohlabgewogener Politik hat nichts mit Lauheit und matter Kompromissbereitschaft zu tun: mit der rücksichtslosen Tatkraft und zugleich der diplomatischen Gewandtheit des grossen Staatsmannes, darin Bismarck vergleichbar, bereitet er den Krieg gegen Oesterreich vor, als er in ihm das richtige Mittel zum Ziele erkannt hatte. Ehe sein Werk ganz vollendet war, starb er und hinterliess die innenpolitische Struktur des Staates als Torso; er hatte ein scharfes Auge für den soziologischen und ökonomischen Bau des modernen Staates und seine Gedanken kreisten unaufhörlich um volkswirtschaftliche und besonders um steuer- und zollpolitische Fragen. Die Wirtschafts- und Sozialpolitik des Faschismus fand hier ein gewaltiges Arbeitsfeld. Bemerkenswert bei allen Staatsmännern des Risorgimento, bei Cavour nicht weniger wie bei Garibaldi oder Mazzini, ist der idealistische Schwung, der sie über die Nöte der politischen Tagesarbeit erhebt; dieser Idealismus nimmt seine Kraft nicht von transzendenten Motiven, sondern seine Vertreter erzeugen eine diesseitige „Religion des Vaterlandes" aus der Tiefe ihrer eigenen Ueberzeugung. Zahlreiche hochgeehrte „Märtyrer" bezeichnen den Weg des italienischen Idealismus.

Das Buch des italienischen Staatsministers Roberto Farinacci „Storia della Rivoluzione Fascista — Volume I. II.

1919 —" führt in den Geist und die Motive des heutigen Italien ein. (Deutsche Ausgabe unter dem Titel: Die faschistische Revolution, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München 1939) In den beiden vorliegenden Büchern des auf mehrere Bände angelegten Werkes sind die Ursprünge der faschistischen Bewegung dargelegt. Farinacci zeigt, dass der idealistische Geist des Risorgimento in den Frontkämpfen des Krieges von 1915 bis 1918 zu intensivem Leben erwachte. Der Krieg ist in seiner Geschichtsphilosophie „ein geistiger Wert", den der Oekonomismus der 1919 in Italien regierenden Parlamentarier nicht begriffen hat. „Alle edlen Nationen, schreibt Farinacci, hatten glaubensvoll dem Tod ins Auge gesehen und kämpften für eine neue Ordnung, für ein besseres Leben und für ein grösseres Selbstvertrauen, um sich die Achtung der anderen kämpfenden Völker zu gewinnen. Die Geschichte selbst hatte die Italiener zur höchsten Prüfung aufgerufen. Aber unsere Parlamentarier hatten diese Stimme der Geschichte nicht gehört und besassen kein Gefühl für die Grösse und den Ruhm dieses menschlichen Dramas". Darum ergriff in der tiefen Enttäuschung jener Jahre „der Mythos Russland das Herz unseres Volkes und bestrickte seine Seele umso gefährlicher, je klarer sich die Unzulänglichkeit und Bösartigkeit des Wilsonschen Mythos und des augenblicklich herrschenden bourgeoisen Italien enthüllte ... Der italienische Bolschewismus war eine plebejische Revolte par excellence: eine wildgroteske Auflehnung der leidenden und enttäuschten Massen gegen die krämerhafte und kleinbürgerliche Diktatur unserer Parlamentarier, die sich nach der Heldenzeit des Krieges historisch nicht mehr rechtfertigen liess." Das Christentum konnte die nach Form drängenden Bewegungen jener Zeit nach dem letzten Kriege nicht gestalten. Der Partito Popolare Italiano des Priesters Don Sturzo, die „katholische" Partei Italiens, konnte sie trotz einiger Anfangserfolge nicht einfangen, denn sie wollte „lediglich die brutale Macht des Staates zur Verteidigung der Kirche einsetzen." „Die Partei bewegte sich in Widersprüchen, falschen Zielsetzungen und tatsächlich antichristlichen Absichten. Denn die Geisteshaltung, die durch das Christentum bedingt wird, ist viel zu allgemeiner Art, als dass sich ein politisches Programm darauf gründen liesse." Die Bewegungen jener Zeit werden von Mussolini gestaltet, er

ist der Schöpfer der konstruktiven Idee, die sie politisch fruchtbar macht. Am 23. März 1919 werden in Mailand die Fasci di Combattimento, die Kampf-Fasci, gegründet, sie „sollen gegen zwei Gefahren zu Felde ziehen: gegen die neuerungsfeindliche Rechte und gegen die destruktive Linke", schreibt Mussolini; er hält am Gründungstage eine Rede, aus der einige historisch hochbedeutsame Stellen wiedergegeben werden: „Das Vaterland ist heute viel grösser, nicht nur, weil es bis zum Brenner reicht, sondern weil wir uns grösser fühlen."

„Alle Nationen der Welt besitzen ein koloniales Imperium, an dem sie festhalten und das sie nicht für Ideologien preisgeben wollen, die von der anderen Seite des Ozeans kommen ... Der Imperialismus ist die Lebensgrundlage für jedes Volk, das nach wirtschaftlicher und geistiger Expansion strebt ... Wir verlangen unseren Platz in der Welt, weil wir ein Recht darauf haben."

„Wir wollen eine aktive Minderheit sein. Wir wollen das Proletariat von der sozialistischen Partei absprengen. Wenn aber die Bourgeoisie glauben sollte, Blitzableiter in uns zu finden, dann täuscht sie sich ... Es ist notwendig, sich die Forderungen der arbeitenden Klassen zu eigen zu machen. Wenn nach der syndikalistischen Lehre aus den Massen führende Männer hervorgehen können, die imstande sind, die Leitung der Arbeit zu übernehmen, dann können wir uns dem nicht entgegenstellen, besonders dann nicht, wenn diese Bewegung zwei Realitäten Rechnung trägt, der Tatsache der Produktion und der Tatsache der Nation ... Es gibt Industrielle, die auf dem Gebiet der Technik nichts lernen wollen, und solche, die auf dem Gebiet der Moral nichts lernen wollen. Wenn die Industriellen nicht die Kraft finden, sich zu wandeln, dann wird man sie hinwegfegen ..."

„Die augenblickliche politische Vertretung kann uns nicht genügen. Wir verlangen eine direkte Vertretung der einzelnen Interessen. Ich muss als Bürger nach meinen Ideen abstimmen können und als Berufsvertreter nach meinen beruflichen Interessen. Man könnte einwenden, dass dieses Programm eine Rückkehr zu den Korporationen, zu den Zünften und Gilden bedeutet. Das macht nichts. Es handelt sich darum, dass die einzelnen

nüg
Inte
kö

Gruppen Räte aufstellen, die eine ernsthafte politische Vertretung vervollständigen."

„Das war, in nuce, der ganze Faschismus", bemerkt Farinacci zu diesen Wörten des Duce. — Um die selbe Zeit sagt Mussolini, dass die Revolution, die er schon 1915 voraussah, in Italien „ganz und gar römisch und lateinisch" sein müsse und keine „tatarischen und moskowitischen Züge" erhalten dürfe. Die Revolution marschierte: Im Herbst 1919 nahm D'Annunzio gegen den Willen der italienischen Regierung Fiume für Italien in Besitz. „Das Unternehmen von Fiume war die erste bewaffnete Erhebung gegen jenes italienische Regime, das sich nach 1870 herausgebildet hatte", schreibt Farinacci. — Auf die übrigen reich dokumentierten Ausführungen dieser „Storia" kann hier nicht eingegangen werden und wir schliessen mit einer zeitgemässen Bemerkung des Autors, der den heutigen italienischen Staatsgedanken „in nuce" zeigt: „Eine Niederlage beruht niemals auf äusseren Ereignissen oder auf der feindlichen Gesinnung anderer, sondern auf der eigenen Seelenverfassung."